

# **ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHISCHE FORSCHUNG**

1945/46 begründet von Georgi Schischkoff

Gemeinsam herausgegeben von  
*HANS MICHAEL BAUMGARTNER, Bonn und OTFRIED HÖFFE, Freiburg i. Ü.*

Redaktionsbeirat

*K.-O. APEL, Frankfurt/M. — H. LENK, Karlsruhe — M. RIEDEL, Erlangen  
J. SIMON, Bonn — R. SPAEMANN, München — E. STRÖKER, Köln  
W. WIELAND, Heidelberg*

unter Mitwirkung von

*W. BEIERWALTES, München — O. Fr. BOLLNOW, Tübingen  
A. DIEMER, Düsseldorf — G. FUNKE, Mainz — L. GABRIEL, Wien  
R. HALLER, Graz — E. HEINTEL, Wien — K. HELD, Wuppertal  
D. HENRICH, München — F. KAULBACH, Münster/Erlangen  
J. KOPPER, Mainz — L. LANDGREBE, Köln — B. LIEBRUCKS †, Frankfurt/M.  
H. LÜBBE, Zürich — G. PRAUSS, Münster — H. REINER, Freiburg  
W. RÖD, Innsbruck — E. SCHEIBE, Heidelberg — G. SCHISCHKOFF, Salzburg  
W. SCHULZ, Tübingen — H. WAGNER, Bonn*

**Band 41 · Heft 1**

VERLAG ANTON HAIN · MEISENHEIM/GLAN

## DISKUSSIONEN UND BERICHTE

### LEWIS' SATANISCHER MAJESTÄT ANSINNEN\*

von Wolfgang Spohn, Regensburg

#### I.

Philosophie ist, so meint man, ein vorurteilsfreies Geschäft eigenständiger Denker, in dem für Idole kein Platz ist. Aber das ist nicht wahr. Ziemlich jeder in der Philosophie hat, auch wenn man es nicht so nennt, sein Idol. Nur gut, daß sich die Idole regelmäßig selbst vom Sockel holen.

Das ist der Tenor dieser Besprechung des neuesten Buches von David Lewis: *On the Plurality of Worlds*, Basil Blackwell, Oxford 1986. Denn zweifelsohne ist David Lewis für mich ein Idol. Sein *Convention* (Cambridge, Mass., 1969) – zu einem gut Teil eklektisch zwar, aber genial eklektisch – halte ich nach wie vor für eines der wichtigsten und schönsten zeitgenössischen philosophischen Werke – eine Pflichtlektüre. Sein *Counterfactuals* (Oxford 1973) war womöglich noch einflußreicher. Und keiner hat so konstant gute Aufsätze geschrieben wie er. Manchmal hat er selber mit einem Paukenschlag eine Diskussionslawine ausgelöst, z. B. mit „Probabilities of Conditionals and Conditional Probabilities“ (*Philosophical Review* 85 (1976) 297–315) oder mit „Scorekeeping in a Language Game“ (*Journal of Philosophical Logic* 8 (1979) 339–359). Und häufiger hat er, mit einem sicheren Gespür für Offenes, Kommendes, zu einem Thema den zweiten, dritten oder vierten Aufsatz geschrieben und damit einen Maßstab gesetzt, der nicht erreicht war und kaum wieder zu erreichen ist; man vergleiche etwa Davidsons – wahrhaft auch keine Geringer – „Radical Interpretation“ (*Dialectica* 27 (1973) 313–328) und Lewis' (*Synthese* 27 (1974) 331–344). Und gut sind seine Aufsätze auch, weil sie schön sind: mit Maß und Strenge komponiert, weder geschwätzig lang, noch kryptisch kurz, flüssig geschrieben und süffig zu lesen, und das alles ohne Zugeständnis an inhaltliche Klarheit und Präzision. Wahrlich kein schlechtes Idol, was ich mir da ausgewählt habe.

Nun hat er sein drittes Buch vorgelegt: *On the Plurality of Worlds*. Darin nimmt er sich in ganzer Wucht und Breite einer schwer verdaulichen Meinung an, die ihn in seinen Schriften eigentlich schon immer bestimmt hat, die man aber auch immer hat übersehen oder mißverstehen dürfen, ohne Genußeinbuße jedenfalls und anscheinend auch ohne wesentlichen Verständnisverlust. Dem tritt er entgegen. Er will seine Meinung so verstanden wissen, wie er sie meint – weil man damit nicht nur ihn, sondern vor allem die Sachen selbst, um die es ihm in seinen verschiedenen Schriften geht, besser versteht. Von welcher Meinung ist die Rede?

\* Ich danke Ulrike Haas-Spohn, Otfried Höffe und Andreas Kemmerling für hilfreiche Bemerkungen und dem Wissenschaftskolleg zu Berlin dafür, mir die Muße, in der man solche Sachen schreiben kann, ermöglicht zu haben.



## II.

Ein Medley von Zitaten – die Übersetzungen stammen jeweils von mir – deutet den Inhalt des Buches am besten an.

„Dieses Buch ist eine Verteidigung des modalen Realismus: der These, daß die Welt, deren Teil wir sind, nur eine aus einer Vielzahl von Welten ist, und daß wir, die wir diese Welt bewohnen, nur eine kleine Zahl aller Bewohner aller Welten sind“ (vii).

„Es gibt zahllose andere Welten, andere sehr umfassende Dinge. Unsere Welt besteht aus uns und unserer gesamten, zeitlich und räumlich noch so weit entfernten Umgebung; wie unsere Welt ein großes Ding mit kleineren Dingen als Teilen ist, so gibt es andere Welten mit kleineren anderweltlichen Dingen als Teilen. Diese Welten sind so etwas wie entfernte Planeten – nur sind die meisten viel größer als bloße Planeten, und sie sind nicht entfernt. Sie sind auch nicht nahe. Es ist überhaupt kein Raum zwischen unserem Ort und ihnen. Sie liegen nicht weit in der Vergangenheit oder in der Zukunft, und auch nicht nah; es ist überhaupt keine Zeit zwischen unserer Zeit und ihnen. Sie sind isoliert; Dinge, die zu verschiedenen Welten gehören, stehen in keinerlei raumzeitlichen Zusammenhang. Auch verursacht nichts in einer Welt etwas in einer anderen Welt. Und sie überlappen einander nicht; sie haben keine gemeinsamen Teile – bis auf immanente Universalien vielleicht, soweit diese von dem ihnen eigentümlichen Vorrecht, wiederholt vorkommen zu können, Gebrauch machen.

Mannigfach und mannigfaltig sind die Welten. Es gibt ihrer genug, daß sich unter ihnen Welten finden, in denen ich, grob gesagt, rechtzeitig [mit meinem Manuskript] fertig werde, in denen ich Impossibilia verfechte, in denen ich nicht existiere, in denen es überhaupt keine Menschen gibt, in denen die physikalischen Konstanten kein Leben zulassen, oder in denen fremde Partikel mit fremden Eigenschaften völlig anderen Gesetzen unterliegen. In der Tat gibt es so viele andere Welten, daß es zu absolut jeder Möglichkeit, wie eine Welt nur irgend sein könnte, eine Welt gibt, die gerade so ist. Und so ist es auch mit Teilen von Welten. So zahlreich die Möglichkeiten auch sind, wie ein Teil einer Welt sein könnte, so mannigfach und mannigfaltig sind die anderen Welten, daß es zu absolut jeder Möglichkeit, wie ein Teil einer Welt nur irgend sein könnte, eine Welt und einen Teil darin gibt, der gerade so ist“ (2).

„Unsere Welt unterscheidet sich von anderen nicht in ihrer Existenzweise. Ich habe nicht die geringste Ahnung, was man unter unterschiedlichen Existenzweisen verstehen soll. Einige Dinge existieren hier auf der Erde, andere Dinge existieren an einem außerirdischen Ort, und wieder andere existieren vielleicht an gar keinem bestimmten Ort; aber hier unterscheiden sich existierende Dinge nicht in ihrer Existenzweise, sondern in ihrem Ort oder darin, daß sie keinen haben. Ebenso gibt es Dinge, die in unserer Welt existieren, und andere, die in anderen Welten existieren; und wiederum verstehe ich das als einen Unterschied zwischen existierenden Dingen und nicht als einen Unterschied in ihrem Existieren. Man mag sagen, daß, streng genommen, nur dieserweltliche Dinge *wirklich* existieren, und dem stimme ich gerne zu; aber meiner Meinung nach ist dieses ‚strenge‘ Reden ein *ingeschränktes* Reden – dem

gleichwertig, wenn einer sagt, daß alles Bier im Kühlschrank sei, und dabei fast alles Bier, was es sonst noch gibt, außer acht läßt. Wenn wir nicht über alles, was es gibt, quantifizieren, so vernachlässigen wir Dinge, die, uneingeschränkt gesprochen, simpliciter existieren. Wenn ich recht habe, so existieren anderweltliche Dinge simpliciter – auch wenn es oft sehr vernünftig ist, sie außer acht zu lassen und Quantifikationen auf unsere Weltgenossen einzuschränken. Und wenn ich nicht recht habe, dann trifft es auf anderweltliche Dinge nicht zu, daß sie simpliciter existieren. Sie existieren dann – so, wie die Russell-Menge – nur gemäß einer falschen Theorie. Nicht, daß sie dann in einer minderwertigen Weise existieren; was nur gemäß einer falschen Theorie existiert, existiert überhaupt nicht.

Die Welten sind nicht von uns geschaffen. Es mag sein, daß ein Teil einer Welt andere Teile erzeugt; wir tun es, und anderweltliche Götter und Demiurgen tun es größeren Stils. Aber wo Welten kausal isoliert sind, wird eine Welt von nichts geschaffen, was außerhalb von ihr ist; und in ihrer Ganzheit wird sie auch von nichts geschaffen, was in ihr ist – denn das wäre eine unmögliche Form von Selbstverursachung. Wir schaffen uns Sprachen, Begriffe, Beschreibungen und geistige Bilder, die sich auf Welten anwenden lassen. Wir machen Festsetzungen, die diese und nicht jene Welten unserer Aufmerksamkeit aussondern. Einige von uns produzieren gar Behauptungen, die darauf hinauslaufen, daß andere Welten existieren. Aber all die Dinge, die wir erzeugen, sind nicht die Welten selbst“ (2 f.).

So weit Lewis' Charakterisierung seines modalen Realismus.

„Ich beginne das erste Kapitel [„Ein Paradies für Philosophen“] mit einem Überblick darüber, inwiefern sich systematische Philosophie in vieler Hinsicht leichter tut, sofern wir bei unseren Analysen vom modalen Realismus ausgehen dürfen“ (vii). In vieler Hinsicht: Modalität (Notwendigkeit, Möglichkeit und auch Supervenienz), Kontrafaktizität (und damit Kausalität, Wahrheitsnähe und Idealisierungen), der Inhalt der, unpassenderweise, sogenannten propositionalen Einstellungen (und damit Bedeutungen – oder neutraler ausgedrückt, semantische Werte, jene Entitäten, die eine semantische Theorie, um ihre Aufgaben zu bewältigen, sprachlichen Ausdrücken zuordnen muß), Eigenschaften und Relationen (natürliche, intrinsische und extrinsische Eigenschaften, interne und externe Relationen) – all das lasse sich leichter und besser analysieren. „Ich betrachte das als einen guten Grund für die Annahme, daß der modale Realismus wahr ist, wie eben auch die Nützlichkeit der Mengenlehre in der Mathematik ein guter Grund für die Annahme ist, daß es Mengen gibt. Dann erkläre ich einige Grundsätze der mir liebsten Version des modalen Realismus“ (vii): ein Grundsatz, der genauer sagt, wie die Welten voneinander abgegrenzt sind, welche mereologischen Summen von möglichen Individuen es sind, die gerade eine mögliche Welt ausmachen (dies zu sagen, ist nötig, auch weil die mereologische Summenbildung für Lewis absolut keiner Beschränkung unterliegt); ein Grundsatz, der sagt, in welchem Sinne Welten konkret sind (die üblichen Erläuterungen von Konkretheit und Abstraktheit findet Lewis unklar und inkongruent); ein Prinzip der Neuzusammensetzung, welches sagt, wie reichhaltig die Menge der möglichen Welten ist; und seine indexikalische Wirklichkeitsauffassung



(keine Welt läßt sich in einem absoluten Sinn als die wirkliche auszeichnen; in oder relativ zu jeder Welt ist sie selbst und keine andere die wirkliche; jeder Bewohner einer Welt versteht unter der wirklichen Welt die seine, so wie er mit ‚ich‘ sich meint).

Im zweiten Kapitel [‚Ist das Paradies paradox?‘] trete ich zahlreichen Einwänden entgegen. Zuerst betrachte ich Argumente, die sagen, daß der modale Realismus zum Widerspruch führe; und ich entgegne ihnen mit der Leugnung einiger Prämissen, die zur Erzeugung der Paradoxa nötig sind. Dann wende ich mich Argumenten zu, die sagen, daß der modale Realismus widerspruchsfrei, aber unerwünschte Ansichten nach sich ziehe: einen induktiven Skeptizismus, eine Entwertung von Vernünftigkeit und Sittlichkeit, oder eine Wegerklärung der baren Beliebigkeit unserer Welt; und wieder entgegne ich ihnen mit der Leugnung einiger Prämissen. Schließlich gehe ich darauf ein, daß eine Theorie, die dermaßen mit unseren normalen Vorstellungen darüber, was es gibt, über Kreuz ist, einfach unglaubwürdig sei; ich betrachte das als einen fairen und ernstzunehmenden Einwand, der aber nicht so schwer wiegt wie die systematischen Vorteile, die der modale Realismus mit sich bringt.

Im dritten Kapitel [‚Ist das Paradies billiger zu haben?‘] betrachte ich, ob Aussicht darauf besteht, daß eine glaubwürdigere Ontologie dieselben Vorteile bringt; es geht also um das Programm des modalen Ersatzrealismus, der andere Welten durch ‚abstrakte‘ Repräsentationen ersetzen will. Ich bringe gegen mehrere Versionen dieses Programms Einwände vor. Ich lege Wert darauf, daß verschiedene Versionen unterschieden werden müssen, weil sie verschiedenen Einwänden unterliegen; es geht nicht an, daß man sich dadurch vor Schwierigkeiten herumdrückt, daß man abstrakte Ersatzwelten in abstracto, ohne sie genauer zu bestimmen, für geeigneter hält“ (vii). Drei Versionen diskutiert Lewis: den *Pictorial Ersatzism*, den *Magical Ersatzism* und zuvörderst den *Linguistic Ersatzism*, den er so weit faßt, daß er auch einen modelltheoretischen Ersatzismus einschließt, der sein Hauptgegner ist und den er für den weit besten Ersatzismus hält, für fast so gut wie den echten modalen Realismus.

„Im vierten und letzten Kapitel [‚Gegenstücke oder Doppelleben?‘] betrachte ich das sogenannte Problem der ‚Querweltein-Identität‘. Ich zerlege es in mehrere Fragen, einige gute und einige verworrene, und ich vergleiche meinen gegenstücktheoretischen [‚counterpart-theoretic‘] Ansatz mit einigen Alternativen.

Nirgends in diesem Buch wird der Leser eine Argumentation finden, die sagt, daß er meine Position akzeptieren müsse, weil es keine Alternative gebe. Ich glaube, daß Philosophen fast nie Erfolg haben, wenn sie solche Argumentationen führen, und falsch liegen, wenn sie nur solche Argumentationen gelten lassen. Ich gebe einige Gründe, die für meine Position und gegen einige verwandte Alternativen sprechen. Aber ich meine nicht, daß diese Gründe schlüssig sind; es kann gut sein, daß ich andere verwandte Alternativen übersehen habe; und fernerstehende Alternativen diskutiere ich überhaupt nicht“ (vii f.).

Und so weit die Charakterisierung von Plan und Inhalt von Lewis' Buch.

## III.

Offenbar habe ich mich dafür weniger erwärmen können. Das liegt auch am Inhalt, worauf ich noch ausführlicher zu sprechen komme. Mehr noch liegt es freilich an der Gestaltung des Textes. Sorgfalt, Prägnanz und Präzision der Präsentation und Argumentation sind zwar nach wie vor von unverkennbar Lewischer Qualität; aber es haben sich diverse Veränderungen eingeschlichen, die ich als mißlich empfunden habe. Eine Quelle des Mißvergnügens – und vielleicht die einzige, die sich hier zu erwähnen lohnt, da sie auch etwas mit dem Gegenstand des Buches zu tun hat –, liegt einfach darin, daß ziemlich viel ziemlich verdreht klingt. Das ist jedenfalls der erste und prägende Eindruck, auch wenn man sich bei wiederholtem Studium mit der Zeit einliest oder -wickelt.

Zum Beispiel diskutiert Lewis auf Seite 71 ff. im Zusammenhang mit seiner These, daß sich mögliche Welten aufgrund ihrer raumzeitlichen Isoliertheit individuieren lassen, die kritische Frage, ob denn nicht eine Welt aus zwei völlig unzusammenhängenden Raum-Zeiten bestehen könne. Er muß diese Möglichkeit verneinen. So fordert er den Leser auf, sich z. B. eine Welt vorzustellen, deren Raum aus zwei nebeneinandergestellten euklidischen Räumen besteht, so daß die Entfernung zwischen einem Punkt der einen und einem Punkt der anderen Hälfte immer unendlich ist; und dann möge der Leser – sofern er die für Lewis fatale Möglichkeit zu bejahen neigte – bitteschön entscheiden, ob er dabei an solch einen oder an einen noch totaleren räumlichen Nicht-Zusammenhang gedacht habe. Anderswo (198 ff.) soll der Leser versuchen, sich vorzustellen, daß im strikten Sinne ein und derselbe Hubert Humphrey in zwei verschiedenen Welten existiert und in der einen fünf und in der andern sechs Finger an der linken Hand hat. Das erscheint schlechterdings unmöglich; und so folgert Lewis, daß Querweltein-Identität nicht als Identität im strikten Sinne, sondern eher als Gegenstückbeziehung (‚counterpart relation‘) in seinem Sinne zu verstehen sei.

So sieht sich der Leser laufend surrealen Möglichkeiten und Alternativen konfrontiert. Und auch im Kontext des gesamten Buches leuchtet vorderhand nicht ein, warum man sich solchen Überlegungen unterziehen muß. Es tritt eher der gegenteilige Effekt ein; es drängt sich dauernd die Frage auf, was das wohl für ein seltsamer Kontext sein muß, der einem lauter solche seltsamen Betrachtungen aufnötigt; und sie wird nirgends wirklich besänftigt. So empfand ich es jedenfalls.

Damit habe ich freilich bloß einem atmosphärischen Unbehagen etwas Luft verschafft. Es in inhaltliche Kritik umzusetzen, ist eine ganz andere Sache; denn die Weichstelle, von der her Lewis' Position zu knacken wäre, gibt es nicht – David Lewis wäre sonst nicht David Lewis. Gewiß, er scheint das Unsagbare einfangen zu wollen, er scheint das, was jenseits der nie erreichbaren Grenze des menschlichen Geistes liegt, zu hypostasieren und damit als verfügbar und bedar zu betrachten; und so etwas, mag man sagen, kann nie gut gehen. Aber das ist auch bloß ein schwülstiger Ausdruck eines vermutlich gesunden Gefühls; ich kenne keinen Ort, wo es in ein strenges Argument gegossen ist. (Man hüte sich insbesondere davor, die Inkonsistenz der naiven, ungezügelter Mengenbil-



dung als Parallelfall herbeizuzitieren. Denn erstens ist die Diagnose, daß die eigentliche Quelle dieser Inkonsistenz in einer Mißachtung dieses Gefühls liege, reichlich fragwürdig. Und zweitens macht Lewis sehr klar, daß es sich mit der Menge aller Welten ganz anders verhält als mit der paradoxen Menge aller Mengen; z. B. schätzt er auf Seite 118 die Anzahl aller Welten auf  $2^{\aleph_2}$  — eine bloß mittelgroße Kardinalzahl sozusagen.)

## IV.

Nach einer alles entscheidenden Weichstelle will ich also nicht suchen; aber drei, miteinander zusammenhängende kritische Bemerkungen liegen mir doch auf der Zunge. Um diese einführen zu können, muß ich Lewis' Auseinandersetzung mit dem, was er sprachlichen Ersatzismus nennt, kurz resümieren.

Der Ersatzist will, wie gesagt, Lewis' Welten durch 'abstrakte' Repräsentationen ersetzen; und die Ersatzwelten des sprachlichen Ersatzisten bestehen in so etwas wie maximal konsistenten Satzmengen, konsistenten und vollständigen Geschichten, sprachlich angebbaren vollständigen Modellen, etc. Lewis macht den sprachlichen Ersatzismus fairerweise sehr stark, hat aber dennoch zwei Einwände in petto:

Erstens weist Lewis nach, daß der sprachliche Ersatzist im Gegensatz zu ihm den Möglichkeits- oder den Notwendigkeitsbegriff noch immer als Grundbegriff braucht; er kann in seinem Rahmen modale Begriffe nicht auf andere reduzieren. Und Lewis schreibt: „Viele Ersatzisten, aus unterschiedlichen Lagern, sehen den Streit zwischen dem echten modalen Realismus und dem Ersatzrealismus genau so, daß entweder eine ungeliebte Ontologie oder eine ungeliebte unreduzierte Modalität in Kauf zu nehmen ist; und sie ziehen letzteres vor. Das scheint mir eine faire Reaktion zu sein; zwingend ist sie natürlich nicht“ (156). In der Tat scheint es mir so weit gehüpft wie gesprungen, für welche der beiden unangenehmen Alternativen man sich entscheidet; Ontologie und Modalität gegeneinander auszutauschen, bedarf es nur eines kleinen Handgriffs, der für die Entscheidung zwischen den beiden Alternativen kein Gewicht haben kann.

Zweitens beklagt er, daß die Ausdrucksmittel der Sprache, in der die Ersatzwelten formuliert sind, selbst bei der allerliberalsten Sprachauffassung noch immer zu schwach sind — und zwar in zweierlei Hinsicht: Zum einen gilt für die sprachlichen Ersatzwelten und ihre Ersatzindividuen immer das Prinzip der Identität des Ununterscheidbaren. Aber, wie er häufiger sagt, „that just gets the facts of modality wrong“. Daß der Ersatzist an diesem Punkt wirklich in eine Bredouille kommt, erscheint mir fraglich; aber die Akribie, die für eine genaue Bewertung dieses Punktes nötig wäre, würde jedenfalls diesen Rahmen sprengen. Zum anderen vermag man mit den sprachlichen Ersatzwelten nicht das zu erfassen, was Lewis fremde Welten nennt. Diese muß man sich unvorstellbar fremd vorstellen; Lems *Solaris* — so ziemlich das Fremdeste, was mir untergekommen ist — ist nicht in Lewis' Sinn fremd, eben dank Lems blühender, wenn auch unvollständiger Schilderung. Es geht Lewis also um die modale Tatsache,

daß auf zahllose und uns unfaßliche Weisen alles ganz anders sein *könnte*; und dem kann kein Ersatzist gerecht werden. Das ist wahr. Ist das schlimm? Trost ist nicht fern: „Wenn Sie im vollen Bewußtsein seiner Vor- und Nachteile den sprachlichen Ersatzismus für die bessere Theorie halten, so wäre das nicht wider die Vernunft. Für mich ist das eine Frage, die gewogen und gewägt sein will und nicht auf einen Schlag erledigt werden kann“ (165).

Welche Waagschale sich neigt, scheint für Lewis trotzdem schon lange ausgemacht zu sein; die andere will ich nun beschweren. Was mir den modalen Realismus rätselhafter macht als Lewis tut, ist vor allem dies: Lewis spricht viel über die Existenz möglicher Welten und möglicher Individuen aller möglichen Arten und viel über alle möglichen Beziehungen zwischen diesen Dingen. Doch wie können wir dieser Dinge habhaft werden, wie können wir wenigstens einige all dieser vielen Dinge irgendwie namhaft machen? — wobei es in dieser Frage nicht um die fremden Welten mit ihren fremden Individuen geht — davon auch nur eine einzige kennzeichnen zu wollen, ist aussichtslos —, sondern sozusagen um die ganz normalen. Darüber gibt Lewis allenfalls verstreut und indirekt Aufschluß. Diese Frage möchte ich auf den nächsten Seiten möglichst vollständig und im Sinne von Lewis beantworten; die drei Einwände, die ich habe, stehen dann auf einem besseren Fundament. Es sind gerade vier Weltbezeichnungsmöglichkeiten, die Lewis hat:

Erstens können wir natürlich unsere wirkliche Welt und wirkliche Individuen bezeichnen, sei's indexikalisch, sei's mit Kennzeichnungen oder sonstwie. Diese Möglichkeit ist uns vertraut, auch wenn wir gerne noch bessere Theorien darüber hätten. Wie ist es jedoch mit den bloß möglichen Welten und Individuen?

Da können wir zweitens aus unserer Welt benennbare Raum-Zeit-Gebiete ausschneiden und in angebbarer Weise zu neuen, benennbaren Welten zusammensetzen. So können wir z. B. von *derjenigen* möglichen Welt reden, die aus einem bestimmten Gebiet — etwa der Kugel mit  $10^{12}$  Kilometer Radius um den Schwerpunkt der Sonne in der Zeit von  $10^{10}$  Jahren vor Christi Geburt bis  $10^{10}$  Jahre danach — und allem, was sich in diesem Gebiet abspielt, aber nichts sonst besteht; oder von *derjenigen* Welt, die aus einer bestimmten Anzahl von Wiederholungen unserer Welt und nichts sonst besteht; und so weiter. Und unsere Möglichkeiten, Individuen aus den jeweils ausgeschnittenen Gebieten zu bezeichnen, übertragen sich demgemäß auf die Individuen in solchen neu zusammengesetzten Welten. Solche Welten sind durchaus seltsam; normal geht es nur innerhalb der ausgeschnittenen Gebieten zu; an ihren Grenzen, an den Schnittstellen hingegen begibt sich Außerordentliches, welches unserer Physik und unserem Weltverständnis völlig zuwiderläuft. Diese Weltbezeichnungsmethode stützt sich lediglich darauf, daß wir wirkliche Raum-Zeit-Gebiete wenigstens benennen können, und sie trägt deswegen nicht sehr weit. Denn sie ist darauf angewiesen, daß diese Gebiete zumindest stückweise unverändert bleiben; um Änderungen in den Gebietsstücken zu individuieren, genügt es nicht, diese Stücke zu nennen. Wie also bekommen wir veränderte und nicht bloß neu zusammengesetzte Welten?

Da können wir drittens Welten dadurch kennzeichnen, daß wir sie vollständig beschreiben; wir können dann von *derjenigen* möglichen Welt reden, in der



die und die Tatsachen gelten und sonst keine – außer vielleicht solchen, die auf den beschriebenen Tatsachen beruhen („supervene“). Doch wie sehen solche vollständigen Weltbeschreibungen konkret aus? Es gibt da drei Probleme:

Eine Schwierigkeit, die Lewis selbst dem sprachlichen Ersatzismus auf den Seiten 150–157 vorhält, betrifft die Vermittlung von Mikro- und Makrobeschreibung. Z. B. könnten wir eine Weltbeschreibung auf der alltäglichen Makroebene so anfangen: „David Lewis verfißt Impossibilia.“ Diese Beschreibung müssen wir dann komplettieren. Was macht David Lewis tagaus, tagein? Wie ist er zusammengesetzt? Auf diese und zahllose andere Fragen müssen wir irgendwelche Antworten finden, bis auf den letzten Sekundenbruchteil und auf das letzte Picometerchen. Es ist klar, daß wir da stecken bleiben müssen; bestenfalls können wir irgendeine simplistische Mikrobeschreibung dazukleben – etwa daß alles auf der Makroebene Beschriebene aus irgendeinem absolut homogenen Plast besteht. Attraktiver erscheinen mag es mithin, auf der Mikroebene anzufangen und Welten dadurch vollständig zu beschreiben, da wir Materieverteilungen in Raum-Zeiten komplett spezifizieren. Doch entsteht hier die komplementäre Schwierigkeit, daß wir von da aus nicht mehr auf die Makroebene hochkommen. Gibt es gemäß einer solchen Materieverteilung Tiger? Gemäß jeder Materieverteilung, die wir effektiv angeben könnten, sicherlich nicht; und von jeder Materieverteilung, die einer Tigerexistenz nahe käme, wüßten wir es nicht zu sagen.

Was zeigt diese Schwierigkeit? Daß alle Welten, die wir mit dieser Methode *effektiv* kennzeichnen können, über alle Maßen simplistisch und realitätsfern sind; unsere wirkliche Welt und alle ihr nur halbwegs ähnlichen Welten gehören, dessen können wir uns sicher sein, nicht dazu. Die Schwierigkeit zeigt jedoch nicht, daß es in der Sprache unserer grundlegenden Physik überhaupt keine vollständigen Beschreibungen realistischerer Welten gibt. Es gibt sie schon, so glauben jedenfalls viele von uns bisher unwiderlegt, einfach weil die Sprache der Physik der Länge ihrer Sätze keine obere Schranke setzt – auch wenn in unserem Universum nicht genügend Platz wäre, um diese Beschreibungen auszuschreiben.

Doch ist da noch das zweite Problem, daß mit einer kompletten Materieverteilung nicht schon automatisch eine Welt gekennzeichnet ist; dies ist so nur unter der Annahme, daß *alles andere* in dieser Welt auf der Materieverteilung beruht („supervenies“). Für unsere Welt ist diese Annahme vermutlich plausibel, auch wenn Leib-Seele-Dualisten und andere ihr nicht zustimmen; ob man sie wirklich akzeptieren kann, ist dennoch nicht so klar, einfach weil schwer zu ermessen ist, was ‚alles andere‘ einschließt. (Beruhen moralische Tatsachen, so es sie gibt, auch auf der Materieverteilung?) Für andere Welten ist diese Annahme vermutlich falsch; denn vermutlich gibt es z. B. mögliche Welten mit immateriellen Seelen. Und ob diese Annahme für halbwegs realistische Welten gilt, ist jedenfalls reichlich unklar. Klar ist nur, daß diese dritte Weltbezeichnungsmethode ohne diese Annahme nicht auskommt. Wir dürfen diese Annahme nicht offen lassen, da sonst völlig offen bleibt, wie die Beschreibung einer Materieverteilung zu einer vollständigen Weltbeschreibung zu ergänzen ist; und wir dürfen sie auch nicht in die Weltbeschreibung selbst hineinschreiben, da die Welt-

beschreibung dann eine modale Aussage enthält (Supervenienz ist ein modaler Begriff, wie Lewis mehrfach betont), die zudem den problematischen offenen Quantor ‚alles andere‘ benutzt.

Über das dritte Problem haben wir bisher hinweggehudelt. Unser Favorit war, eine Welt durch die Beschreibung ihrer Materieverteilung zu kennzeichnen. Doch in welcher Sprache formulieren wir die Materieverteilung? Wenn wir realistisch sein wollen, tun wir's besser nicht mit antiker, sondern mit der besten Physik, die wir haben. Ist die realistisch? Wir wissen es nicht. Da steht meine Kaffeetasse vor mir auf dem Frühstückstisch. Warum ist sie stabil genug, den Kaffee zu halten, warum sackt sie nicht sanft in sich zusammen? Das ist eine unglaublich schwierige Frage, und unsere Festkörperphysiker haben keine Antwort, die den Standards der mathematischen Physik genügt. Vielleicht gibt's gar keine Antwort, vielleicht kann es gemäß unserer heutigen Physik gar nichts geben, was den Namen Kaffeetasse verdiente. Das heißt: wenn wir realistisch sein wollen, formulieren wir die Materieverteilung besser in der Sprache der *wahren* Physik. Doch diese Sprache haben wir noch nicht; wie sie aussehen wird, ist kaum zu erahnen; und wenn wir sie einmal haben sollten, wären wir uns dessen nicht sicher. Nun vollständige Beschreibungen in *möglichen* Sprachen herbeizuzitieren, ist natürlich unzulässig. Unsere Ausgangsfrage war ja, wie *wir* wenigstens einige Dinge aus Lewis' Ontologie namhaft machen können; auf mögliche Sprachen – was ist das überhaupt? – dürfen wir da nicht ausweichen.

Was ist also von dieser dritten Weltbezeichnungsmethode zu halten? Wie gesagt, alle Welten, die wir mit dieser Methode effektiv bezeichnen können, sind simplistisch und realitätsfern. Und die Behauptung, daß es vollständige, wenn auch effektiv nicht formulierbare Beschreibungen und damit Bezeichnungen realistischerer Welten gibt, ist mit dem zweiten und dem dritten Problem ganz ungewiß geworden. Mit dieser Einschätzung befinde ich mich, glaube ich, in bester Übereinstimmung mit Lewis. Haben wir noch andere Möglichkeiten?

Es gibt noch eine vierte, ganz harmlose Methode, derer wir uns bei fiktiven Gegenständen immer bedienen. „Es war einmal, vor langen Zeiten, ein König; Drosselbart wurde er genannt.“ Schwupps, da ist er schon, der König Drosselbart, mit Namen sogar; und nun können wir fortfahren, lange Geschichten über ihn zu erzählen. (Den Namen bräuchten wir gar nicht, wenn es nicht so mühselig wäre, sich immer nur anaphorisch auf diesen König zu beziehen.) Mit Welten geht es genauso. „Es ist diesmal, verloren im logischen Raum, eine Welt; Berta heißt sie.“ Schwupps, da ist sie schon, die mögliche Welt Berta; und nun können wir lange Geschichten darüber erzählen, was in Berta alles passiert. Diese Geschichten werden in der Regel kläglich unvollständig sein; doch tut das der Existenz und Benennbarkeit von Berta als fiktivem Gegenstand keinerlei Abbruch.

Wir können Gegenstände einfach stipulieren; und die haben dann die Eigenschaften und untereinander die Beziehungen, die wir hinzustipulieren belieben; unserer Phantasie sind da kaum Grenzen gesetzt. Fiktive Gegenstände auf diese Weise zu stipulieren, ist nichts Geheimnisvolles; wir tun das mit der größ-



ten Leichtigkeit; und wenn semantische Theorien daraus ein Geheimnis machen, so spricht das eher gegen sie.

Von Berta zu reden, scheint dennoch vorderhand überflüssig. Denn in Berta gibt es viele Gegenstände; z. B. laufen Cäsar und Dora in Berta herum, die lieben sich in Berta, und so weiter. Können wir dann nicht direkt über Cäsar und Dora reden, ohne Erwähnung von Berta? Gewiß können wir das; immer „in Berta“ hinzuzusagen, ist unnötig. Doch könnte in Xanthippe, einer anderen Welt, eine andere Figur wesen, die zufällig auch Cäsar heißt; und dann ist es praktisch, vom Cäsar in Berta und vom Cäsar in Xanthippe reden zu können (so, wie wir vom Herrn K. bei Kafka und vom Herrn K. bei Brecht reden).

Diese Bezeichnungsmethode per Stipulation funktioniert immer; aber das tut sie, weil sie trivial ist. Denn Berta und alle anderen stipulierten Gegenstände sind Wachs in unseren Händen. Sie haben gerade die Eigenschaften, die wir zu stipulieren belieben; und es gibt nichts, was wir über sie herausfinden könnten, außer in dem Sinn, daß wir explizit Schlußfolgerungen aus unseren Stipulationen ziehen, oder in dem Sinne, daß wir ermitteln, was andere stipuliert haben. Die Frage, ob Berta eine in den Stipulationen nicht enthaltene Eigenschaft habe oder nicht, ist schlicht deplaziert; wir können nur hinzustipulieren, daß Berta auch noch besagte Eigenschaft habe und daß dabei noch von derselben Berta die Rede sei; aber wir können diese Frage ebenso gut offen lassen. Es wird klar werden, daß diese vierte Bezeichnungsmethode am Folgenden nichts Wesentliches ändert. Ansonsten gibt es wohl nur noch die Möglichkeit, diese vier Bezeichnungsmethoden irgendwie zu kombinieren. Aber ich sehe nicht, daß dabei etwas Interessantes und Neues entsteht.

Interessanter ist es da zu betrachten, wie wir Welten *nicht* bezeichnen können. Wir dürfen, das haben wir schon gesehen, in aller Regel nicht von *der* Welt reden, in der *p* gilt; es gibt immer viele solcher Welten – außer vielleicht wenn *p* die exzeptionelle Form annimmt, die wir bei der dritten Weltbezeichnungsmethode diskutiert haben. Die diversen zwischenweltlichen Relationen, die Lewis' Theorie enthält, helfen auch nicht weiter. So nimmt Lewis, schon in seinem *Counterfactuals*, zwecks logischer Behandlung kontrafaktischer Aussagen, eine Relation zwischen möglichen Welten an, die er Ähnlichkeitsordnung nennt. (Die Aussage „wenn *p* der Fall wäre, wäre *q* der Fall“ ist danach in unserer Welt genau dann wahr, wenn es eine Welt gibt, in der *p* und *q* gelten und die der unseren ähnlicher, wirklichkeitsnäher, ist als alle Welten, in denen *p* und non-*q* gelten.) Mit dieser Ähnlichkeitsordnung gewinnen wir aber keine neuen Weltbezeichnungen; denn wir dürfen auch nicht von *der* wirklichkeitsnächsten Welt reden, in der *p* gilt – falls *p* falsch ist. Die These, daß es immer genau eine solche Welt gebe, firmiert als Stalnakers These; und sie wird von den meisten, einschließlic Lewis, verworfen – zu Recht, wie ich meine. Ebenso wenig verhilft uns Lewis' Gegenstückbeziehung zwischen Individuen zu neuen Bezeichnungen. Inwieweit wir im Rahmen unserer vier Weltbezeichnungsmethoden auch Individuen bezeichnen können, haben wir schon gesehen; und die Gegenstückbeziehung haben wir dabei nicht gebraucht. Sie fügt dem auch nichts hinzu. Denn in der Bezeichnung „das Gegenstück von David Lewis in der Welt *w*“ müssen wir ja auch die Welt *w* bezeichnen; Individuen in nicht benennbaren

Welten lassen sich auf diese Weise also nicht benennen. In der Tat lassen sich bei Lewis nur Individuen aus kennzeichenbaren Welten benennen. Zum Beispiel gibt es also *den* Hubert Humphrey, der die Präsidentschaftswahlen gewonnen hätte, in einem Sinne gar nicht (im anderen Sinne, in dem das der reale Humphrey ist, gibt es ihn natürlich); denn die eine wirklichkeitsnächste Welt, in der Humphrey die Wahlen gewinnt, gibt es nicht, und damit auch nicht ihr Gegenstück zum realen Humphrey; in diesem Sinne gibt es viele solche Humphreys. Ich finde bei Lewis auch keine anderen zwischenweltlichen Relationen, die mehr Bezeichnungsmöglichkeiten schaffen.

Nunmehr kann ich meine drei Einwände genauer vorbringen. Der erste besteht in der Tatsache, daß wir laut Lewis mit größter Leichtigkeit Mengen von möglichen Welten, d. h. Propositionen, bezeichnen können, ohne auch nur ein einziges ihrer Elemente angeben zu können. Stimmt das, so stark ausgedrückt? Betrachten wir zuerst den Satz „David Lewis ist ein Philosoph“. Dieser Satz drückt eine Proposition aus, nämlich die Menge aller möglichen Welten, in denen David Lewis (bzw. sein Gegenstück) ein Philosoph ist. Welche benennbaren Welten gehören dazu? Zunächst die wirkliche Welt; denn David Lewis *ist* ein Philosoph. Dann viele neu zusammengesetzte Welten, jedenfalls dann, wenn wir unseren Erdball der letzten fünfzig Jahre als ganzes Stück in sie übernehmen. Berta ebenfalls, sofern wir stipulieren, daß David Lewis in Berta existiert und ein Philosoph ist. Ob hingegen auch Welten dazu gehören, die sich mit der dritten Methode kennzeichnen lassen, hat unsere Diskussion dieser Methode zweifelhaft gemacht; vielleicht gehören sie dann dazu, wenn wir in ihnen Lewis als unrealistisch einfach zusammengesetzt beschreiben.

Doch wir können die Situation zusehends verschärfen. Betrachten wir nun einen falschen Satz, z. B. „David Lewis verfißt Impossibilia“ und die von ihm ausgedrückte Proposition. Zu dieser Menge gehört weder die wirkliche Welt, noch irgendeine neu zusammengesetzte Welt; denn aus realen Raum-Zeit-Gebieten läßt sich kein Impossibilia verfechtender Lewis in angebbarer Weise zusammensetzen (es sei denn, wir setzen Elementarteilchen für Elementarteilchen neu zusammen, und das gehört zur dritten Methode). Die dritte Methode können wir dabei noch mehr in Verlegenheit bringen. Betrachten wir etwa den Durchschnitt aller Propositionen, die eine gebildete Person für wahr hält (d. h. die kleinste Menge von Welten, in der diese Person die wirkliche Welt vermutet, d. h. das, was Lewis „total content of belief“ dieser Person nennt). Da dürfen wir annehmen, so sagten wir, daß keine effektiv vollständig beschreibbare Welt zu diesem Durchschnitt gehört, einfach weil solche Welten immer erkennbar simplistisch ausfallen. Oder betrachten wir schließlich kontrafaktische Annahmen, z. B. was alles der Fall wäre, wenn Humphrey die Wahlen gewonnen hätte (d. h. die Menge der Welten, die so sind, wie unsere wäre, wenn Humphrey die Wahlen gewonnen hätte). Spätestens dann rutschen wir mit der dritten Methode zur Bezeichnung solcher Welten in ihr drittes oben genanntes Problem; und damit wird, wie gesagt, ganz fraglich, ob eine solche Welt überhaupt noch irgendwie vollständig beschreibbar ist. Bleibt nur die vierte Methode. Natürlich können wir auch stipulieren, daß Berta so ist, wie unsere Welt wäre, wenn Humphrey die Wahlen gewonnen hätte. Wie gesagt, die vierte Methode funk-



tioniert immer – und ist eben zu banal, als daß wir uns ernstlich auf sie hinausreden dürfen.

So viel können wir also sagen: Wir können leicht und effektiv Mengen von Welten angeben (und tun es dauernd) derart, daß wir keines ihrer Elemente effektiv bezeichnen können, und daß fraglich ist, ob überhaupt eines ihrer Elemente bezeichnbar ist – wenn wir von der Stipulationsmethode absehen. Ist das schlimm? Ob diese Sachlage widersprüchlich ist, ist mir nicht klar; aber daß sie rätselhaft ist, liegt, denke ich, auf der Hand. Insofern wundere ich mich, daß Lewis, der die Situation nicht anders sehen dürfte, sie in keiner Weise kommentiert. Rätselhaft ist die Situation deswegen, weil sie einzigartig ist; ich wüßte nicht, wo wir ihr irgendsonst begegnen. Insonderheit liegt sie nicht in der Mathematik vor. Zwar ist die überwältigende Mehrheit aller mathematischen Gegenstände (etwa aus dem mengentheoretischen Universum) nicht benennbar; aber die benennbaren Gegenstände sind dort sozusagen dicht gestreut, und die benennbaren Mengen nicht benennbarer Gegenstände sind untypisch und erfordern vertrackte Konstruktionen.

Daher befriedigt mich auch Lewis' Abschnitt 2.4, „How Can We Know?“, nicht. Lewis setzt sich darin mit dem Einwand auseinander, daß wir, grob gesagt, über die möglichen Welten gar nichts wissen könnten. Dagegen argumentiert er ex negativo: Denjenigen, die diesen Einwand vorbrächten, schwebte eine zu enge Erkenntnistheorie vor, wonach Wissen, vage ausgedrückt, nur in der kausalen Interaktion mit der Welt entstehen könne. Doch gelte eine solche Erkenntnistheorie allenfalls für kontingentes Wissen; daß sie zu eng sei, sehe man sofort an der Mathematik. Und damit, um es kurz zu machen, sei der Einwand hinfällig. Vielleicht ist er das – so wie er vorgebracht wurde. Aber die Parallele zur Mathematik ist nicht so eng, wie Lewis tut; und die genannte Sachlage ist auch ohne eine zu enge Erkenntnistheorie und gerade im Hinblick auf die Mathematik rätselhaft. Wem sie zu rätselhaft ist, der hat nur einen Ausweg: er darf Propositionen nicht als Mengen Lewisscher Welten verstehen.

Wie sind wir überhaupt in diese Problematik und in unsere auch schon leicht verdreht anmutende Diskussion überhaupt hineingeschliddert? Entscheidend dafür ist Lewis' Prämisse, daß jede seiner Welten so absolut vollständig sein muß. Daher wundere ich mich, und das ist mein zweiter Punkt, daß er diese Prämisse kaum explizit macht und jedenfalls keiner Diskussion für wert hält; und ich wundere mich umso mehr, als die Vorstellung unvollständiger Welten und Individuen, partieller Modelle und Ähnlichem wieder mächtig im Schwange ist; man denke etwa an die Situationssemantik, die J. Barwise und J. Perry in *Situations and Attitudes* (Cambridge, Mass., 1983) darlegen, oder an H. Kamps Diskursrepräsentationstheorie, die er in „A Theory of Truth and Semantic Representation“ (in: J. Groenendijk et al. (eds.), *Formal Methods in the Study of Language*, Amsterdam 1981, 277–322) entwickelt, oder auch an T. Parsons' *Nonexistent Objects* (New Haven 1980), wonach nicht-reale Gegenstände sich gerade durch ihre Unvollständigkeit auszeichnen (ob man seine Theorie auch im Detail schlucken soll, ist eine andere Frage). Damit meine ich nicht bloß, daß Lewis auch noch über dies und das hätte schreiben sollen – das wäre zu billig; es geht um einen für ihn zentralen Punkt, wo er Auskunft schuldig bleibt.

Liegt es daran, daß er die Leugnung dieser Prämisse für zu absurd hält? Gewiß, in seiner Vorstellung von Welten müssen Welten vollständig sein. Wenn da in einer anderen Welt ein leibhafter Humphrey herumläuft, wie soll es dann zugehen, daß er die Wahlen weder gewinnt noch nicht gewinnt, daß er nicht mehr als fünf, nicht weniger als fünf, aber auch nicht fünf Finger an der linken Hand hat? Das ist in der Tat unmöglich, aber nur, wenn man Lewis' Vorstellung von Welten schon zugrunde legt; der sprachliche Ersatzist hat mit unvollständigen Individuen nicht solche Probleme. Oder liegt es daran, daß es ganz gleichgültig ist, ob man von einer unvollständigen Welt oder von der Menge ihrer Vervollständigungen redet? Vom formalen oder mathematischen Standpunkt aus mag dies so sein; aber Lewis betont oft genug, daß er Metaphysik, nicht Mathematik treibt; und dann ist es nicht gleichgültig.

Gelegentlich gesteht Lewis Ersatzwelten, die nur relativ zu einer vorgegebenen, beschränkten Sprache vollständig und damit in seinem absoluten Sinne unvollständig sind, einen Nutzen zu. So schildert er, daß Richard Jeffrey in seinem *The Logic of Decision* (2. Aufl., Chicago 1983) mit Geschichten operiert, die relativ zu einer gegebenen Sprache maximal spezifisch sind und somit eben nur relativ und nicht absolut vollständige Ersatzwelten darstellen; und er ergänzt dann einen Einwand durch die Fußnote: „Dieser Einwand ist nicht gegen Jeffrey gerichtet. Seine Geschichten taugen nicht als Allzweck-Ersatzwelten; aber für den begrenzten Zweck, für den er sie eingeführt hat, mögen sie sich wohl eignen: nämlich dafür, als Punkte in einer Struktur zu dienen, die das System der Überzeugungen und Wünsche eines Handelnden repräsentiert. Um es allgemeiner zu sagen: Viele der Einwände, die ich später in diesem Abschnitt entweder gegen den sprachlichen Ersatzismus im allgemeinen oder gegen einzelne Versionen davon vorbringen werde, gelten nicht für bestimmte Verwendungen sprachlicher Ersatzwelten für spezielle Zwecke. Ich werde rügen, daß verschiedene Möglichkeiten in mehrfacher Hinsicht durch ihre sprachlichen Beschreibungen nicht unterschieden werden; aber das mag harmlos sein, wenn wir Ersatzpossibilia dafür verwenden wollen, den Gedankeninhalt eines Subjekts zu charakterisieren, welches die ineingesetzten Möglichkeiten in seiner Wahrnehmung und seinem Verhalten nicht unterscheiden kann“ (143 f.).

Wenn er damit also Unvollständigkeiten den kleinen Finger reicht, warum nicht die ganze Hand? Im Zitat wird ein anderes Vollständigkeitsmotiv von Lewis offenbar: er will eine Allzweck-Ontologie. Doch habe ich in Lewis' Buch kein prinzipielles Argument dafür entdeckt, daß die freilich wenig wohldefinierte Menge aller wirklichen Gegenstände plus aller unvollständigen Welten und Individuen als Allzweck-Ontologie nichts taugt; zuzugeben ist nur, daß diese Alternative bei weitem nicht so im Detail durchdacht ist wie Lewis' Theorie. Und natürlich ist das Ziel einer Allzweck-Ontologie, so selbstverständlich es einerseits ist, andererseits suspekt: aufs Ganze zu gehen, geht eigentlich nie gut.

Wegen dieser Vollständigkeitsforderungen habe ich auch Lewis' Anti-Haecceitismus-Argumentation in Abschnitt 4.4 als leicht surrealistisch empfunden. Lewis gibt gleich zu (225 f.), daß wir alle, er eingeschlossen, Haecceitisten sind, so lange wir uns in nicht absolut vollständigen Miniwelten bewegen – und



wendet sich dann der schwer durchschaubaren Frage zu, ob der Haecceitismus auch noch im Rahmen seiner absolut vollständigen Welten vernünftig ist. Sollten wir, bevor wir ihm darin folgen, nicht Klarheit darüber gewinnen, ob wir nicht mit den unvollständigen Welten zufrieden sein dürfen oder gar müssen?

Mein dritter und letzter Punkt ist nur ein Nachtarock zu den ersten beiden. Wenn Lewis in den Abschnitten 1.2–5 die theoretischen Vorzüge seines modalen Realismus schildert, übertreibt er meines Erachtens in wenigstens einem Punkt, nämlich wenn er im Abschnitt 1.4 ausführt, inwiefern der modale Realismus bei der Analyse des Inhalts propositionaler Einstellungen und der Bedeutung von Sätzen hilft. Denn bei jeder konkreten Ausfüllung des psychologischen und linguistischen Theorieschemas, welches die Philosophen mit Lewis' kräftiger Hilfe entworfen haben, müssen wir natürlich im Detail *sagen*, welche spezifischen Möglichkeiten es sind, mit denen sich die jeweiligen Inhalte und Bedeutungen darstellen lassen sollen; und damit haben wir ja dann die Ersatzwelten, die wir für diese Ausfüllung brauchen. *Jede* Anwendung dieses Theorieschemas muß sich mithin ihre sprachlichen Ersatzwelten so vollständig schaffen, wie sie sie braucht; auch wenn diese, absolut gesehen, ganz unvollständig sind. Aber dann können wir ebenso gut das Theorieschema selbst auf sprachliche Ersatzwelten beziehen; unsagbare Möglichkeiten werden da nirgends relevant. (Dabei meine ich Möglichkeiten, die der Theoretiker selbst nicht ausdrücken kann; natürlich darf die Theorie von Möglichkeiten reden, die die jeweils beschriebene Person oder Sprachgemeinschaft nicht ausdrücken kann; und es ist wichtig, daß die Theorie das darf, aber in unserem Zusammenhang irrelevant.) Die oben zitierte Fußnote zu Jeffrey deute ich so, daß Lewis dem nicht widerspricht.

## V.

Während ich all das schreibe, hat sich mir ein letzter Gedanke, ein Vergleich zwischen Quine und Lewis, immer stärker aufgedrängt. Quine hat gleichsam den Nordpol entdeckt, und Lewis hat nun den Südpol entdeckt. Da sitzen (erstarrten?) sie nun; und die Philosophenschaft muß sich weiter durch den äquatorialen Dschungel schlagen. (Der Vergleich soll sich nicht auf historische Bedeutsamkeit beziehen; wer partout wollte, könnte in diesem Sinne sagen, daß Kant Amerika entdeckt habe.)

Das Bild ist so schlecht nicht. Denn ich denke, daß Lewis Quine im Range gleichkommt; Lewis hat mittlerweile in den Disziplinen der theoretischen Philosophie ein Gesamtbild entwickelt, welches dem Quines in Breite, Tiefe, Detailliertheit und Kohärenz nicht nachsteht. Lewis ist außerdem in der Tat so etwas wie ein Gegenpol zu Quine; ihre Positionen sind beide extrem, und diametral entgegengesetzt. Das zeigt sich gerade in ihrer Ontologie; Quine ist ein modaler Nihilist sondergleichen, und Lewis ist in seinem modalen Realismus nicht mehr zu überbieten, außer vielleicht im Hinblick auf Impossibilia. Und dieser fundamentale Gegensatz pflanzt sich durch all ihre Philosopheme fort.

Doch schließlich scheinen mir die Ähnlichkeiten eher zu überwiegen. Beide haben einen Grad an systematischer Verfestigung erreicht, der einem die Auseinandersetzung mit ihnen schwer macht. Ihre Schriften sind, gerade wegen ihrer Systematizität, lehrreich wie kaum andere und, trotz ihres fundamentalen Gegensatzes, in Vielem richtig. Ihre Grundpositionen freilich empfinde ich als verwirrend und schief. (Strikt beweisen läßt sich das nicht; nur ein ähnlich systematisches Lehrgebäude könnte das zeigen.) Das färbt auf ihre Schriften ab; eben weil diese immer von ihren Grundpositionen durchwirkt sind, geben sie einem immer die Mühsal auf, die Grundposition und die anderen in ihnen enthaltenen Gedanken auseinanderzusortieren. Und dadurch büßen sie an Überzeugungskraft ein; sie haben eher den Effekt, bloß die Beunruhigung über die Grundposition immer wieder aufs Neue zu entfachen. Aber es ist Lewis zu danken, daß er so explizit den Gegenpol zu Quine besetzt hat; der Ort der Wahrheit wird dadurch leichter zu finden sein.

Ich fürchte, daß Lewis in dieser Besprechung nur eine weitere wortreiche Manifestation des ungläubigen Starrens erblicken kann, welches er so oft beklagt. Vielleicht ist sie das; vielleicht ist er mir einfach weit enteilt; und vielleicht wird sein Buch dereinst als das große Metaphysik-Revival in der analytischen Philosophie gefeiert. Aber ich wünschte mir, er fände, wie die Rolling Stones, zum Bettlerbankett.

## HEGEL ON POLITICAL SENTIMENT\*

von Joseph J. O'Malley, Milwaukee

The late Karl-Heinz Ilting attributed to Hegel what Ilting called a „democratic“ and „republican“ concept of state. In Ilting's account, Hegel, inspired by his vision of Attic democracy and the Roman Republic, formulated the concept as early as 1795, continued to assert and develop it in his Jena and Heidelberg writings, and then expressed it most strikingly in his Berlin lectures of 1818/19, where the classical elements of the concept were joined to elements of modern

\* „Political sentiment“ is English for Hegel's „politische Gesinnung“, which might, as some colleagues have suggested, be better rendered as „political disposition“. I've chosen to use „sentiment“ rather than „disposition“ in this paper, because that accords with T. M. Knox's standard English version of Hegel's *Philosophy of Right*. This paper was written as part of a larger project in the course of a Fulbright Year (1985–86) in the Federal Republic of Germany, where my academic home has been the *kulturwissenschaftliche Fakultät, Universität Bayreuth*.



thought, especially that of Rousseau, and applied to the developing 19th century nation-state. Hegel then carried the concept into his published version of his *Rechtsphilosophie*, which appeared in October 1820, where it is most evident in the opening sections, i. e. §§ 257 and 258, of Hegel's treatment of the state itself.

However, according to Ilting, under the pressure of the Karlsbad Decrees, which came as Hegel was preparing his 1818/19 version of his *Rechtsphilosophie* for publication, Hegel delayed publication of the work for a year in order to make additional revisions, and then in his published version shrouded the concept in obscure formulations, contradicted it, especially in lines added to his „Remarks” for the published version, and in fact moved in the course of §§ 257–270 to endorse an authoritarian state, in which only political office holders „know and will the universal”, while the rest of society's members are restricted to an attitude of „trust” in government and personal concern only for the „limited and finite” ends of civil society.<sup>1</sup>

In sum, according to Ilting, Hegel's vision of an „organic”, republican-democratic state, so strikingly asserted up to 1820, disintegrated in the *Philosophy of Right* of 1820 into the dualistic picture of an authoritarian political state on one side, and a civil society of apolitical individuals on the other: „Hegel (in § 270) ascribes to the bearers of state power what he should, in accordance with his own republican approach, have demanded for all citizens of the state: political self-consciousness. . . . /I/n the course of his account, Hegel increasingly loses sight of his initial premise: In § 257 the state ‚exists . . . mediately in individual self-consciousness’; in § 270 the ‚mind knowing and willing itself’ of the state exists in the selfconsciousness of office-holders, while the political sentiment of the citizen and subject is reduced to the ‚trust’ that his ‚interest, both substantive and particular, is contained and preserved in another's (i. e. in the state's) interest and end’” (§ 268).<sup>2</sup>

I think that Ilting's thesis is mistaken, that Hegel did not shift his idea of state between §§ 257 and 270 of the *Philosophy of Right* of 1820, and that § 270 is in fact not only a demand for political self-consciousness for all citizens of the state, but a concise description of what true citizenship requires by way of knowledge. Ilting's mistake stems in particular from his misreading of §§ 260 and 270, and more broadly from his failure to recognize that Hegel's §§ 257–270 are an expanded – and at times, to be sure, obscure – restatement of the doctrine on „political sentiment” that Hegel had worked out in his earlier (i. e. 1817–1820) lectures on the *Rechtsphilosophie*. There, as we shall see, „political sentiment” is essentially knowledge, a complex social-political consciousness and self-consciousness, which animates the state as organism and effects its

<sup>1</sup> Hegel's Concept of the State and Marx's Early Critique, in: Z. A. Pelczynski (ed.), *The State and Civil Society. Studies in Hegel's Political Philosophy*, Cambridge 1984, pp. 83–113.

<sup>2</sup> *Ibid.* 111.